

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 19 (1939-1940)
Heft: 7

Rubrik: Kultur- und Zeitfragen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

wähnt wurden hier Nebenerscheinungen und Abirrungen wie die sogenannte mathematische Logik oder Logistik und die Vorliebe gewisser englischer Denker für Okkultismus und Spiritualismus. Im Zusammenhang mit solchen trüben und traurigen Erscheinungen: Hellsehen, Telepathie, Gedankenübertragung und Mediumismus tauchen Namen auf wie Russell, Sir Oliver Lodge, Balfour, Broad. Erfreulich ist nur, daß diese Verirrung neben dem größeren philosophischen Ernst, der in England herrscht, verschwindet. Wenn wir heute nach langer Unkenntnis über den philosophischen Geist und seiner Entwicklung in England besser unterrichtet sind, so verdanken wir das vor allem Rudolf Meiß, dessen zweibändiges Werk: Die philosophischen Strömungen der Gegenwart in Großbritannien 1935 erschien.

Kultur- und Zeitfragen

Gedichte.

Wir freuen uns, unsere Leser, dank dem freundlichen Entgegenkommen Alfred Huggenberger, mit zwei bisher nicht veröffentlichten Gedichten bekannt zu machen, die demnächst in einer Sammlung „Erntedank“ erscheinen sollen.

Die Schriftleitung.

Lob der Hausmutter.

Das Reich der Bäuerin ist klein und ist groß zugleich.
Dienen ist ihr Gewinn, ihr Herz wird mit geben reich.
Sie lauscht auf der Stunde Gebot, allzeit besonnen und wach.
Sie grüßt die Freude im Garten. Sie ringt mit dem Ungemach,
Verschwiegen im stillen, niemand weiß davon;
Sie schafft es ohne Müßen, nur um heimlichen Lohn.
Das Haus ist von ihr besetzt. Die Stuben atmen den Geist,
Der ihrem beweglichen Treusein die Wege weist.
Jedwedes Ding ist am Ort, Milchtopf, Pfännlein und Krug,
Wenig von allem, und doch von allem genug.
Leinwand, im Kasten versorgt. Ein Bild an der Wand:
Die Jugendheimat, darin ihr Wesen erstand.
O, es ist fast nur Einfalt in ihr und Glaube und Fleiß,
Der für die andern denkt, um jedes Gebreslein weiß.
Sie singt vor den Kindern die eigenen Sorgen zur Ruh,
Sie hilft ihnen Ställe bau'n mit Schäflein, mit Ross und Kuh.
Den Nestvogel fährt sie im Wägelchen mit aufs Feld;
Der Acker, das Kind, um beide ist's gut bestellt.
Sie bringt den Altsten zur Schule. Ein Tränlein bittet für ihn.
Sie rät ihm beim Rechnen daheim, vergessend die eigenen Mühl'n.
Sie lehrt ihn am Erntetag des Alters Treue verstehn;
Kein Werk ist so nüchtern, sie weiß ein Körnlein zu sä'n.
Sie deutet der Wachtel Schlag im dämmrigen Halmengeviert,
Verheißt, daß der gute Wille die guten Jahre gebiert.

Sie schmückt die Östereier mit Sprüchlein und Band,
 Sie backt die leckern Birnenwecken am Jahresrand.
 Sie sitzt im Kirchenstuhle, ergeben und klein,
 Sie betet nicht für sich, sie fleht um des Hauses Gedeihn.
 Wer hat sie das Wissen um Kraut und Kräutlein gelehrt,
 In denen der Herrgott uns Lind'rung und Heilkraft beschert?
 Wer lieh ihr die Gabe, mit Kindern ein Kind zu sein,
 Und doch über ihr zu stehn in einem schier göttlichen Schein?
 Wer gab dieser Frau die Stärke, stärker zu sein als ein Mann?
 Die Liebe, das Wunder Liebe hat es getan.
 Die Liebe ist ihr Geheimnis, ihr Wachsen, ihr freudiger Mut,
 Der Grundstein, darauf des Hauses Wohlfahrt ruht.
 Sie stellt sich dem Glück in den Weg, eh' es die Schwelle verläßt,
 Sie hält mit der Stille Rat in Leid und Fest.

Der Bäuerin Hände sind hart vom Werken in Haus und Flur —
 Der Mutter Hände tragen der Güte unauslöschliche Spur.
 Gesegnetes Heim, das Dank ihr und Ehren heut!
 Wohl kommt die Zeit, die die Saat des Vergessens streut.
 Ein neuer Stern geht über dem Treubund auf,
 Doch keine Stunde ist leer in der Mutter ermattendem Lauf.
 Sie findet ihr Genügen, noch wenn sie, vom Leben verdrängt,
 Ihr Herz an die verborgnen Liebeswerklein hängt.
 Sie sind ihre Abendsonne, ihre selige Müh' —
 So war meine Mutter, und Tausende sind wie sie.

Alfred Huguenberg.

Der Ruf des Ackers.

Der Ruf des Ackers ist keine erklügelte Mär,
 Es ist ihm Gewalt gegeben von Urzeit her.
 Er geht auf Sohlen der Nacht. Ihm dienet der Winde Spiel;
 Kein Weg zu schwer und zu weit, er findet sein Ziel.
 Der Pfälzer hört ihn, den seine Sippe zum Friedhof bringt,
 Der Fant, der in fremdem Land eine fremde Weise singt.
 Fürsten und Völkern gibt er zu denken auf,
 Ungeschwächt überholt er der Seiten Lauf.
 Verlorene röhrt er zu ihrer Stunde an,
 Der Ruf des Ackers hat schon Wunder getan;
 Verschüttete Adern hat er aufgedeckt,
 Verschlafene Seelen zu neuen Feiern erweckt.
 Ein Mahnen an Pflicht und Gebot, ein Warnen vor Fall und Gericht,
 Ward er für manchen zum letzten weisenden Licht. —

Der Bauer hockt breit in öder Gesellen Verein.
 Die Karten fliegen. Der Wille ergibt sich dem Wein.
 Entehrt wird des Himmels Gabe, bespottet der Sorglichen Fleiß
 Im wüsten Tagesgelag, im lärmenden Stundenverschleiß.
 Das erste Fest ist es nicht, die Feiern entrinnen sich kaum.
 „Man kommt nicht öfters zur Welt, umso lustiger sei der Traum!
 Das Schlemmen hat Gott erfunden, er liebt ein seßhaft Gesind,
 Die Taler bleiben rund, auch wenn sie versoffen sind!“

Der Bauer spielt polternd aus. Ein Glas fällt hin und zerbricht.
 Ein haschender Blick durchs Fenster — er sieht ein verhärmtes Gesicht.
 Seine Frau. Sie wagte den Weg. Sie wollte bitten und ablehn.
 Das dumpfe Klopfen der Fäuste heißt sie von dannen gehn.
 „Ja, spar' deine Müh'!“ Des Trunkenen Auge rollt.
 „Soll keiner höhnen: Ein Weib hat ihn heimgeholt!
 Nun erst recht nicht! Ich bin weder Knecht noch Sklav',
 Nur Trottel gehn an der Leine als Hündlein brav!“

Die Mittagsglocke läutet in das Gegröhle hinein;
 Ihr Hall versinkt und ertrinkt wie ärmlicher Widerschein.
 Da trippelt ein Kind vorbei, blondlockig und zart,
 Einen Blumenstrauß trägt es, im Händchen heilig verwahrt.
 Kornblumen, die reiche Fülle — ein blaues Lied!
 Der Bauer nimmt lauernd wahr, wie das Märchen vorüberzieht.
 „Woher die zierliche Göhre? Wo nahm sie den Schmuck?“
 Des Mannes Schultern erzittern in leisem Rück,
 Ein jähres Wissen durchzuckt ihn mit fremder Gewalt:
 Dein Acker kam zu dir in Blumengestalt! . . .
 Er wartet auf den Schnitter schon Tag und Stund,
 Die Ahren brechen vor Schwere. Das heilige Brot geht zu Grund!

Der Bauer setzt wie geschoren. Jetzt richtet er langsam sich auf.
 „Mein letztes Spiel!“ Er wirft die Karten zu Hauf.
 Er steht auf der Straße, geblendet vom goldenen Strahl.
 Sein Weg wird Gelöbnis, er führt ihn ins friedsame Tal.
 Der Frau, die am Kornsteig sitzt, gibt er bittend die Hand,
 Sie schreiten neu vereint hinein in ein neues Land.
 Er mäht vom frühen Mittag bis spät in die Nacht.
 Der Ruf des Ackers hat ihn heil und sehend gemacht.

Alfred Huguenberger.

Erreichtes und zu Erreichendes im Schweizer Radio.

Die steigende Vereinheitlichung unseres Radiowesens — bekanntlich offiziell Rundspruch geheißen — zeigt sich heuer auch in den Jahresberichten. Zwar geben die einzelnen deutschschweizerischen Genossenschaften noch eigene Berichte heraus. Aber sie sind wesentlich kürzer als früher (Bern machte eine Ausnahme) und verweisen in manchem auf den Jahresbericht der schweizerischen Rundspurhgesellschaft, der in der Tat mit seinen 127 Seiten durchaus respektabel wirkt.

Nach diesem, am 3. Juni 1939 vorgelegten Berichte geht alles seinen planmäzigen Gang im Schweizer Radio. Alles nimmt zu: die Zahl der Hörer — es sind jetzt über 550 000 —, die Angestellten, die Räume der Studios. Inbezug auf die Hörerdichte ist die Schweiz von der achten Stelle auf die siebente vorgerückt. Wo steht sie mit der Güte der Programme? Das ist allerdings schwieriger festzustellen. Dem starken Selbstlob mancher Stellen des Berichtes steht die seltsame Tatsache gegenüber, daß das Jahrbuch Weltrundfunk des Bowinkel-Verlags in Heidelberg zwar in Einzeldarstellungen vom finnischen, ungarischen, italienischen, englischen, französischen, holländischen, amerikanischen, venezuelanischen und südafrikanischen Rundfunk allerlei zu sagen weiß, den schweizerischen aber glatt übergeht. Waren dafür mehr politische und persönliche oder sachliche Gründe maßgebend?

Die Politik ist jedenfalls im vergangenen Jahre am Schweizer Rundspruch nicht spurlos vorübergegangen. Wie das ganze öffentliche Leben, so stand auch das Radio unter dem Zeichen des Schlagwortes: *Geistige Landesverteidigung*. Unser Rundspruch konzentrierte seine Tätigkeit darauf, die Schweiz den Schweizern gründlich vorzustellen und immer liebenswerter zu machen. Der geheime Wunsch war der, daß möglichst viele Schweizer Sendungen und möglichst wenig deutsche abgehört würden. Denn vom Abhören der deutschen befürchtete man in Bern an leitenden Stellen mit der Zeit eine Gewöhnung an neudeutsche Gedankengänge und dadurch im Falle einer kriegerischen Verwicklung eine geschwächte moralische Verteidigungskraft. Es waren die gleichen Überlegungen, welche es verboten, einige tausend arbeitslose Schweizer an die angebotenen deutschen Arbeitsplätze zu senden. Es wurden darum, wie der Bericht sagt, „überall heimischen Werken der Ehrenplatz eingeräumt, überall wurden heimische Talente gepflegt, in allen Kreisen der Bevölkerung wurde Verständnis für echtes Schweizerum in allen seinen Erscheinungsformen gefördert.“ Dazu gehörten auch vermehrte Bemühungen um den Ausbau der Sendungen nach dem Auslande, vor allem mittelst des leider so überraschend abgebrannten Kurzwellensenders Schwarzenburg.

Die systematische Ausarbeitung der Sendungen im Sinne der geistigen Landesverteidigung geht auf ein „Sofortprogramm“ vom Frühjahr 1938 zurück. Der Bericht bemerkt aber ausdrücklich, daß „gewisse Forderungen, so z. B. der vermehrte Kontakt zwischen den Sprachgebieten durch Austausch von Vorträgen, Reportagen, Heimatsendungen, noch nicht in dem gewünschten Maße erfüllt werden konnten, vor allem wegen der knappen Programmmitte und des immer noch zu kleinen Personalstabs unserer Studios.“

Im allgemeinen hat die Durchführung der Sendungen der „Geistigen Landesverteidigung“ oder der „Kulturwahrung und Kulturwerbung“ (Etter) oder der „Geistigen Selbstbehauptung“ (Bauhofer) den Beifall der Hörerschaft gefunden. Wenn Kritik geübt wurde, so war es zum Teil, weil man ein noch schärferes Bekennen wünschte (Die Rundspruchgesellschaft versuchte die Tendenz möglichst zu tarnen, um nicht zu sehr aufzufallen oder gar abzustoßen), zum Teil auch, weil man in der Durchführung etwa das Format vermisste. Der Jahresbericht äußert sich folgendermaßen: „Der materielle Inhalt des Beromünster-Programms war im Berichtsjahr ganz dem leitenden Gedanken der geistigen Landesverteidigung untergeordnet, auch wenn dies in den einzelnen Programmtiteln und Ankündigungen nirgends direkt in Erscheinung trat.“ In der Tat wurde das Wort „Geistige Landesverteidigung“ kaum je verwendet. Aber daß die indirekte Beeinflussung nicht immer geschickt gehandhabt wurde, kann ebensowenig bestritten werden. Gerade weil sie unorganisch auf alles Mögliche aufgesproßt wurde, bemerkte man die Absicht oft allzu deutlich und wurde verstimmt. Was man in der Zeitungsreklame (ein scheinbar unauffälliger Text mit Reklamepointen!) in den letzten Jahren als verwerflich systematisch bekämpft hat, ist mit politischer Absicht im Radio allzu oft unbedenklich verwendet worden — vielleicht weil der Reklamesfilm darauf nicht verzichtet hat und gewisse Radiosachleute dem Filme nahestehen. Anderseits hat man auch gelegentlich die Sünde der Langweiligkeit auf sich genommen. Der aus 15 Vorträgen bestehende Zyklus mit dem aufdringlichen Titel „Warum ich glücklich bin, Schweizer zu sein“ enthielt beispielsweise in unerträglicher Häufung immer wieder dieselben Argumente. Nur sehr wenige der Redner vermochten tatsächlich von ihrem Berufserlebnis her den Patriotismus lebendig werden zu lassen.

In der Überzeugung, das Radio sei heute eine so wichtige kulturelle Angelegenheit, daß seine Bervollkommnung ein dringendes öffentliches Anliegen sei, hat auch die kulturelle Spartenorganisation „Forum helveticum“, der über 40 kulturelle Verbände angeschlossen sind, der geistigen Landesverteidigung im Rundspruch ihr Augenmerk geschenkt. Ihre neugegründete Radiokulturmision hat zunächst während drei Monaten die betreffenden Sendungen sorgfältig

abgehört und dann in einer Reihe von Beratungen 22 Vorschläge ausgearbeitet, die, nach einer letzten Beratung durch die Delegierten des Gesamtforums, Mitte Juli den Radioinstanzen zugestellt worden sind. Es ist zu hoffen, daß die sorgfältig überlegten Formulierungen bei der Ausarbeitung des Winterprogramms gebührend zur Kenntnis genommen werden, umso mehr, als es sich zum guten Teile um methodisch und technisch gänzlich neue Anregungen handelt. 5 dieser Vorschläge betreffen die Tagespolitik im Radio, 10 die dringende geistige Landesverteidigung und 7 die Kulturwahrung und Kulturwerbung auf lange Sicht.

Damit erachtet diese Radiokulturmmission, die sich als die Keimzelle des kommenden Schweizerischen Bundes für Radiokultur fühlt, zu dem im Oktober 1938 an dieser Stelle aufgefordert worden ist, ihre Tätigkeit allerdings nicht als abgeschlossen. Sie hat sich vielmehr zum Ziele gesetzt, sämtliche Probleme des Schweizer Rundspruchs systematisch und objektiv und womöglich in ständiger Fühlung mit der Rundspruchgesellschaft durchzuarbeiten. Es sind dies vor allem das Problem der Sprecherschulung, das der Hörerorschulung, das des generellen Programmaufbaus und das der Koordination des Radios und der wissenschaftlich-kulturellen Organisationen der Schweiz. Die kommenden Monate sollen vor allem durch Experten die Ablärfung der Frage der Sprecherschulung bringen, d. h. der Sprechtechnik sowohl der Beamten des Rundspruchs als seiner regelmäßigen Mitarbeiter, wobei Hochdeutschsprechen wie Dialektsprechen kritisch dermaßen eindringlich behandelt werden soll, daß sich aus den Beratungen eindeutige Richtlinien für die Zukunft ergeben dürften. Wie notwendig dies ist, haben die von der Schweizerischen Radiozeitung in der Rubrik „Auffahrt zur Kritik“ veröffentlichten, zahlreichen kritischen Aussezungen an Radiosprechern eindrücklich genug befunden. Übrigens ist nicht zu übersehen, daß sich unser Radio damit nur in die Reihe jener ausländischen Sender begeben wird, in denen die sprachliche Seite des Rundfunks zum Teil schon seit langem Pflege erfährt. So besitzt der englische Rundfunk schon seit dem Jahre 1926 ein sprachliches Komitee (Das B. B. C. Advisory Committee on Spoken English), dem namhafte Gelehrte, Schriftsteller und Schauspieler angehören, wie Sir Johnston Forbes-Robertson, Daniel Jones, G. B. Shaw usw. In einer Reihe von Publikationen hat dieses Komitee seine bindenden Meinungen über die Aussprache schwieriger Wörter und Namen niedergelegt. Neuerdings will auch der deutsche Rundfunk auf diesem Gebiete energisch vorgehen. Wie Dr. Herbert Engler im eben erschienenen „Handbuch des deutschen Rundfunks“ meldet, ist an 5 deutschen Universitäten die Errichtung von funktissenschaftlichen Instituten geplant. Außerdem werden für die Auslese der Mitwirkenden augenblicklich besondere Mikrophoneignungsprüfungen durchgeführt. In Zukunft hofft man darauf verzichten zu können; denn alle späteren Sprecher und Sänger müssen durch Rundfunkabteilungen geprüft werden, die den Musikschulen angegliedert werden sollen. Der deutsche Rundfunk nimmt überdies nun die Herausgabe eines deutschen Aussprachewerkes in Angriff, „das einheitlich die Aussprache deutscher Wörter und Eigennamen, sowie fremder Eigennamen, die im deutschen Sprachgebrauch immer vorkommen, regelt.“

Wenn die leider äußerst passive Einstellung der schweizerischen Rundspruchinstanzen gegenüber allen Rundfunkproblemen, die über das unmittelbar Dringende hinausgehen, auch bis zu einem gewissen Grade durch die leidige Finanzknappheit erklärt werden kann (die Frage der Konzessionsgebührenerhöhung ist immer noch nicht spruchreif; die Berner Radiogenossenschaft mußte sogar in ihrem Jahresbericht dagegen protestieren, daß ihr für das Programm 1939/40 weniger als im Vorjahr bewilligt wurde), so genügt diese Erklärung doch nicht für alle Fälle. Bürokratische Schwierigkeit, sowie persönliche Ressentiments tun ein übriges. Wie in zahlreichen Betrieben der Bundesverwaltung oder unserer Industrie, so macht sich auch im Schweizer Radio oft ein auffälliges Betonen des

Herr-im-Hause-Standpunktes unangenehm geltend. Jedenfalls paßt er aber in keiner Weise zur öffentlichen Bedeutung, die das Radio nachgerade gewonnen hat.

Es ist insbesondere bedauerlich, daß in der Frage der Höreraktivierung, außer gelegentlichen billigen Wünschen bei den oberen Instanzen, gar keine Unterstützung zu finden ist. Eine Ausnahme ist freilich zuzugestehen: Auf musikalischem Gebiete geschieht gelegentlich ein erfreulicher Vorstoß. Schade, daß das einzige Mal, an dem darüber hinaus etwas Weitergehendes versucht worden ist, gleich wieder ein Pferdefuß sichtbar wurde. Da hat man ein an sich recht amüsantes Fragespiel für die Hörer erfunden. Wie früher auch schon, mußten Musikinstrumente erraten werden, dazu gab es aber als Neues geographische Fragen, eine orientalische Sprache sollte erkannt werden, eine Denksportaufgabe gelöst usw. Leider war der Geist, in dem die ganze Sache angefaßt wurde, falsch. Es war nämlich nicht der eines wohlwollenden Pädagogen, sondern der eines Verulkers! Extra wurde man auf falsche Fährte geführt, und die Zwischenbemerkungen des Sprechers trugen typisch den Stempel des Kabaretts, aber nicht der Volkshochschule. Eine gewisse Aktivierung des Hörers ist schon erfolgt, aber auch eine Verärgerung. Er hat das Ganze schließlich doch als Zug auffassen müssen, bei dem er die Kosten zu bezahlen hatte. Sein Bildungstrieb ist dadurch nicht gefördert, sondern wahrscheinlich eher entmutigt worden. Solche Experimente gehören nicht in das Kapitel Hörererziehung. Aber solange man dies Neuland nicht erfahrenen Pädagogen übergibt, wird es eben nie zur richtigen Beackerung kommen. Der Schulfunk ist etwas geworden — die Radioleute selber scheinen ihn als ihren größten Aktivposten einzuschätzen —, eben weil man ihn beizeiten dem aufgeschlossenen Typus des Pädagogen in die Hände gab. Es gibt keinen andern Weg für die Hörerschulung.

Unser Radio krankt eben überhaupt noch sehr daran, daß es seine eigenen Formen nicht überall gefunden hat, daß Belehrung und Unterhaltung sich bei ihm so wenig durchdringen. Zum Teil liegt es an der verschiedenen Herkunft der Radiofunktionäre, die im wesentlichen frühere Schauspieler oder frühere Lehrer sind. Erst verschwindend wenige stellen den neuen Typus des eigentlichen Radiofunktionärs dar, der die Eierschalen weder des einen noch des andern Berufes auf dem Buckel trägt. Im ganzen genommen liegt die Unterhaltung bei uns in den Händen des Schauspielerthypus, und der mit dem Vortragswesen Betraute sieht keine Veranlassung, die Mitarbeiter zu einer neuen Gattung von Vorträgen zu erziehen. Und doch ist diese Erziehung schon lange fällig. Aber nirgends hört man davon, daß die Studios die Methodik des Radiovortrages systematisch erforschten oder gar dieses Studium von ihren regelmäßigen oder gelegentlichen Mitarbeitern verlangten. Immer noch treten Herrschaften ans Mikrophon, die so brüllen, wie wenn sie vor einer tausendköpfigen Menge sprächen, von den Finessen der eigentlichen Radiodialektik, die doch weitgehend die abwesenden Gesichtseindrücke ersetzen muß, gar nicht zu reden. Daß Belehrung und Unterhaltung in einander gewoben werden müßten, daß das die Form des eigentlichen Radiovortrages ist, davon scheinen sehr wenige unserer einheimischen Vortragenden auch nur eine Ahnung zu haben. Und sicherlich tut man in den Studios herzlich wenig, um ihnen diese Ahnung beizubringen. Noch viel weniger, man kann ruhig sagen: garnichts, geschieht, um auf systematische Weise Belehrung, Unterhaltung und Höreraktivierung mit einander zu verschmelzen. Von vereinzelten trefflichen Lösungen ist natürlich hier nicht die Rede, auch nicht von einem gelegentlichen Gedanken-austausch zwischen Radiofunktionären. Daß dieser Fortschritte gemacht hat, darf mit Freude festgestellt werden.

Wenn also im großen ganzen schon der Kontakt zwischen den Studios und ihren Mitarbeitern, von welch letzteren wir ständig Klagen wegen mangelnder Anleitung hören, zu wünschen übrig läßt, so noch viel mehr der zwischen Rundfunk und Hörerschaft. Seit Jahren experimentiert man die Kreuz und

Quer, und keine Lösung scheint zu befriedigen. Das Verlesen von Hörerbriefen hat längst schon aufgehört, die Reden der Studiodirektoren ebenso. Neuerdings hat man es sich sehr leicht gemacht. Der Redakteur der Schweizerischen Radiozeitung publiziert in der bereits erwähnten „Auffahrt zur Kritik“ einfach alles, was ihm zugeschickt wird. Eine sehr schöne Kropfleerung! Nur daß dabei die wirklich positiven Anregungen unter einem Wuste von Belanglosem und Lächerlichem ertrinken. Längst hängt einem das Lesen dieser ewig wiederkehrenden Anödereien wegen zu viel oder zu wenig Tanzmusik zum Halse hinaus. Es muß einmal gesagt werden: Diese Lösung ist keine Lösung! Mindestens müßte von Zeit zu Zeit eine Stellungnahme des Redakteurs oder eines Studiodirektors erfolgen. Aber selbstverständlich wäre auch das nicht genügend. So kompliziert die Durchführung ist, man kann doch auf eine öffentliche Befragung der Hörerschaft von Zeit zu Zeit nicht völlig verzichten. Allerdings müßte die Fragestellung ganz konkret und einfach sein. Um besten verbindet man eine solche Befragung mit dem Zwang zu einer, einen größeren Zeitraum umfassenden Abhörleistung. Aber außerdem müßte für die Formulierung der Antwort ein Wettbewerb durchgeführt werden. Dadurch erhielte eine solche Kontaktnahme zugleich den Charakter einer Höreraktivierung bester Art.

Je mehr man in dieses Problem eindringt, desto gebieterischer drängt sich einem das Gefühl auf, das Radio und mit ihm alle seine Funktionäre hingen bei uns solange in der Luft, als zwischen der Sendeorganisation einerseits und der amorphen Masse der Hörermillionen anderseits keine festen Zwischeninstanzen geschaffen sind, in denen von Zeit zu Zeit die Programmfragen gründlich und von Mensch zu Mensch diskutiert werden können. Es wäre durchaus nicht nötig, daß solcher Meinungsaustausch mehr als etwa zweimal im Jahre stattfände. Aber er müßte streng geregelt sein. Er müßte sich um das Pro und Contra einer einzigen Streitfrage drehen. Die userlosen Generaldebatten sind genau so unfruchtbar wie das userlose Geschwätz in der „Auffahrt zur Kritik“. Aber es verhält sich schon so, daß die Tagungen der Bastlervereine so wenig wie die Generalversammlungen der Genossenschaften heute das maßgebende Forum der Hörerschaft darstellen können. Um meisten Positives schaut wohl bei den Besprechungen der Programmkommissionen heraus. Doch sind deren Mitglieder viel zu wenig zahlreich, um alle die unendlich vielen Belange, die beim Radio mitzuberücksichtigen sind, wirkungsvoll vertreten zu können. Zu wünschen wären mindestens jährliche, besser noch halbjährliche Landsgemeinden der Radiohörerschaft eines Studiogebietes, in denen über ganz bestimmte Programmfragen, nach Anhören von vorbereiteten Referaten und allgemeiner Diskussion, abgestimmt würde. In der Vorbereitung dieser Landsgemeinden fänden die Vorstände der lokalen Radiogenossenschaften, deren Tätigkeitsbereich ja seit dem Bestehen des Landessenders äußerst eingeengt ist, eine neue und sicher sehr fruchtbare Aufgabe, die mir durchaus im Rahmen einer lebendigen Demokratie zu liegen scheint.

Zürich, August 1939.

Paul Lang.

Zur Hans Thoma-Ausstellung in Winterthur.

Die Ausstellung, welche der Kunstverein Winterthur auf Anregung Dr. Oskar Reinharts zur Erinnerung an den hundertsten Geburtstag Hans Thoma's veranstaltet hat, und die noch bis zum 8. Oktober sichtbar ist, wird dem Besucher im Kriegslärm unserer Tage zu einem seltsamen Erlebnis.

Die schöne Gelassenheit, welche den Menschen Thoma ausgezeichnet hat, liegt auch über den Bildern und Zeichnungen, die in den Erdgeschoßräumen des Kunstmuseums

museums geschickt angeordnet sind. Sie stammen ausnahmslos aus schweizerischem Privat- und Museumsbesitz. Die Erscheinung dieses Malers war lang umstritten und ist es heute noch. Wo gute Kunst zugleich volkstümlich ist, wird sie fast immer dem Urteil der Einen im selben Maße verdächtig, wie sie im Urteil der Anderen an Bedeutung gewinnt. Wohl war die starke Begabung Hans Thoma nie abzusprechen, so wenig wie sein solides handwerkliches Können. Aber während er selber mit ungehemmter Arbeitskraft bis in's hohe Alter am Werk war, wurde viel darüber geschrieben, ob er für seine Zeit der Größten einer sei, oder doch bloß ein etwas sentimental er, bärischer Malerpoet aus dem Schwarzwald. Als 1922 die große Thoma-Ausstellung in der Berliner Nationalgalerie stattfand, hat die Presse den Maler als „den deutschen Künstler“ gefeiert. Der alte Thoma soll damals, wie Ernst Würtenberger in seinen Aufzeichnungen schreibt, ungefähr geäußert haben, daß er trotz vieler Versuche, sein Deutschtum zu verbergen, doch ein deutscher Maler geworden sei, weil er eben nicht aus seiner Haut heraus konnte. Wer die Schaffensperiode um 1870, als Thoma stark unter dem Eindruck von Courbet stand und in seiner Technik malte, als den Höhepunkt seiner Leistung sieht und seine bewußte Abkehr davon als bedauerlichen Verfall seiner malerischen Qualität bezeichnet, wird sicher dem eigensten Wesen und Wert dieses Malers nicht gerecht. Denn wenn auch als Malerei die Werke dieser Zeit nicht mehr übertroffen wurden, so ist doch der persönliche Gehalt in mancher späteren Arbeit stärker und gibt dem älteren Thoma gerade die Wesensverschiedenheit, neben manchem schönen Franzosen, sein eigenes Gewicht. Und wenn anderseits oft der Landschafter Thoma voll anerkannt und gleichzeitig der Figurenmaler abgelehnt worden ist, mag man wohl übersehen haben, daß genau dieselbe persönliche Form- und Raumgestaltung Beiden zu Grunde liegt. Wie es denn immer irgendwie verfehlt ist, einen Künstler gegen sich selber ausspielen zu wollen.

Hans Thoma war nach Wesen und Herkunft ein elementarer, unkomplizierter Mensch. Mit starkem Naturgefühl begabt, den Menschen und der Landschaft seiner Heimat verbunden, von unverwüstlicher Gesundheit und Schaffensfreude und mit der Sicherheit für den eigenen Weg, die einmal Instinkt, einmal Klugheit sein mag. Dass es ihm möglich war, von Anderen zu lernen, ohne der Nachahmung zu verfallen, dass er vom Unterricht seines Lehrers Schirmer, vom Werk Courbet's und Böcklin's als Anregung auf die Dauer nur übernahm, was seinem Wesen gemäß war, spricht für die Kraft seiner eigenen Persönlichkeit. Seine Selbstbildnisse und die Bildnisdarstellungen, welche befreundete Bildhauer und Maler nach ihm geschaffen haben, zeigen einen kräftig und klar gebauten Kopf auf gerungener Gestalt. Er soll mit etwas hoher und ganz ruhiger Stimme sehr einfache und sehr wesentliche Dinge gesagt haben.

Von den 48 ausgestellten Werken stammen 20 aus der Sammlung Dr. Oskar Reinhart. Sie bilden auch qualitativ den weitaus gewichtigsten Teil der Ausstellung. Da ist das bekannte Bildnis der Mutter des Künstlers von 1871, das die alte Frau lesend in ganzer Figur vor geöffnetem Fenster zeigt und durch die Einfachheit der Schilderung von Mensch und Milieu, wie als Malerei stark ist. Groß im Ausdruck und in der zwingenden Formulierung, ist auch die zweite Darstellung seiner Mutter als schlafende Greisin, eine einfache Kohlezeichnung. Dann das Jugendbildnis seiner Schwester Agathe, zwei herrliche Blumenstillleben aus derselben Zeit, in Technik und farbigem Klang an Courbet erinnernd. Von den Landschaften der ausgezeichneten „Obstgarten bei Säckingen“, die beiden Fassungen der „Wasserfälle von Tivoli“ und das „Bächlein bei Bernau“, das bei kleinem Format ein sehr starkes Bild ist.

Die Sammlung Thyssen in Castagnola hat neben einem großen „Kinderreigen“ eine späte Rheinlandschaft geschickt, welche in der fast graphischen Behandlung des bewegten Wassers und der bewaldeten Uferhänge eine sehr überzeugende Schilderung dieser Flussgegend ist. Von den zwei Bildern aus dem Basler

Kunstmuseum ist das „Schwarzwaldgärtchen“ von 1879 auch koloristisch sehr fein. Die „Waldwiese“ aus dem Museum Allerheiligen in Schaffhausen zeigt alle Vorzüge der späteren Landschaften.

Die Zeichnungen und Aquarelle sind ausschlußlich für das vielseitige handwerkliche Können des Meisters. Mit sehr einfachen Mitteln, als Bleistift-, Feder- oder Kohlezeichnungen auf Tonpapier und häufig mit etwas Weiß gehöht, geben sie nach Form und Stimmungsgehalt den Natureindruck in freier und persönlicher Handschrift wieder. Wie leicht und souverän Hans Thoma auch mit dem Aquarellpinsel hantiert hat, zeigt ein herrliches Blatt von Siena und eine Rheinpartie bei Säckingen.

Der schönen Thoma-Ausstellung in Winterthur wäre die verdiente Beachtung auch in unseren Tagen sehr zu wünschen.

Jacob Rizmann.

Ljungskile.

Ljungskile ist ein kleiner, in einem der vielen verschlungenen Buchten verborgener Badeort zwischen Göteborg und Oslo. Aber nicht die malerischen Reize dieser echt schwedischen Landschaft veranlassen mich zum Schreiben, sondern das bedeutsame Geschehen dort in Ljungskile in der ersten Hälfte des August. Aus allen nordischen Staaten, Schweden, Norwegen, Finnland, Dänemark und England kamen beinahe sechshundert Erzieher zusammen, um gemeinsam einen Weg zur Neugestaltung der Erziehung zu suchen. Auch einige kleinere Länder, wie Holland, Estland und die Schweiz waren an der Tagung vertreten, und die Botschaft, die wir dort empfangen, möchte auch bei uns erzählt und vernommen werden.

Eine neue Erziehung?

Haben wir nicht schon genug von „neuer Erziehung“ gehört? Haben wir denn nicht alles getan zur „Förderung der Erziehung“? Es scheint so, als ob nichts fehlte, und sicher ist es vielen anderen so gegangen wie mir: wir sind gerade durch diese erzieherische Hochkonjunktur in das gefährliche Stadium der Selbstzufriedenheit geraten, in jenen Zustand, der uns glauben machte, es fehle nichts mehr oder doch nur wenig. — So hat auch mich die Selbstzufriedenheit eingeschläfert, aber Ljungskile hat mich aus meiner Selbstzufriedenheit herausgerissen. Ich bin dort zur klaren Überzeugung gekommen, daß unsere ganze Erziehung einer Neugestaltung bedarf, einer Wiedergeburt von innen und nicht von der Theorie her. Es muß einmal gesagt sein, daß die ganze Erziehungswissenschaft mit all ihren Zweigen nur Dienerin sein kann im Erziehungsprozeß, notwendige Dienerin sogar, denn wir brauchen ihre Resultate in der modernen Erziehung. Die Kraft aber zur Erziehung kommt nicht von irgend einem unserer Denkgebäude her, sondern von einer über uns Menschen stehenden Kraft, von Gott, und wir müssen wieder von neuem lernen, sie von dort zu beziehen. Wir stecken in unserem Gesamthabitus des Denkens noch viel zu stark in alten Geleisen. Die Pädagogik hat sich noch nicht vom Einfluß der Aufklärung, besonders von Rousseau — so nötig er einmal war — freimachen können. Unsere pädagogischen Neuerungen tragen immer noch den Stempel der menschlichen Vernunft und haben nicht die Kraft, unser Wesen radikal zu ergreifen und neu zu gestalten. Das kann nur Gott. Es ist die Aufgabe der kommenden Pädagogik, zu lernen, wie die ganze Erziehung neu erfaßt und gestaltet werden kann durch die Kraft Gottes; um dies ging es in Ljungskile. Und hierin haben wir alle zu lernen, ob wir es haben wollen oder nicht. Die Zukunft unserer Erziehung steht und fällt mit unserem Glauben an Gott.

Hier in Schweden habe ich die mutigsten Lehrer getroffen. Sie waren bereit, die Verantwortung für den heutigen zerrissenen Zustand der Menschheit zu tragen. Hätte die Menschheit eine andere, wahre Erziehung zur wirklichen Gemeinschaft

genossen, es wäre nie soweit gekommen. Und das ist es, was mir in Ljunkstile einen solch tiefen Eindruck gemacht hat, daß diese Erzieher bereit waren, die Schuld auf sich zu nehmen, obwohl gerade sie vielleicht am wenigsten schuld sind. Zu solcher Bereitschaft wäre ich von mir aus nicht gekommen. Noch nie habe ich es erlebt, daß eine Gemeinschaft von Lehrern so radikal, so absolut und so entschieden alle Folgen der heutigen Erziehung klargelegt hat, um Wege und Mittel zum Neubau der Erziehung zu finden. Wir stehen wirklich im Umbruch; es kommt nur darauf an, wie wir neu aufbauen. Es gilt, den modernen Menschen des 20. Jahrhunderts zu finden — entweder ist es ein Mensch, der nur sich selbst kennt und darum mithilft, die Welt dem Untergang entgegenzutreiben, oder es ist ein Mensch, der von neuem lernt, auf Gott zu horchen und damit eine Hilfe zur Rettung wird. Es geht tatsächlich um alles. Es geht um eine Mobilisation aller positiven Kräfte, die alle zur Verfügung stehenden Mittel einzusetzen gewillt sind, um die Welt neu aufzubauen. Und darum ist die Erziehung, ist die Schule doch an allem schuld, da sie bis heute nicht den Weg gefunden hat, den neuen Menschen zu prägen. Ein Rektor aus Stabekk erklärte, es komme darauf an, ob wir Lehrer wieder mit den Schülern auf Gott zu horchen vermögen oder nicht. Wir müßten so weit kommen, daß es eine Selbstverständlichkeit sei, mit den Schülern zusammen sich unter Gott zu stellen. Wie weit sind wir davon entfernt! Gerade das ist gefährlich, sich immer wieder damit zu trösten, wie weit wir es doch eigentlich gebracht hätten. Wir dürfen aber nicht ruhen, bis es in jeder Schulstube, nicht nur unseres Landes, sondern überall, zur Tatsache geworden ist, daß unsere Erziehung von Gott geleitet wird. Man wird uns Phantasten nennen oder Blaffer. Mag man es tun. Es handelt sich trotzdem darum, ob wir das noch lernen oder nicht.

Noch nie habe ich es erlebt, daß die Erzieher so weitherzig um alle Probleme des Landes nicht nur sich gekümmert, sondern um deren Lösung bemüht haben: Bevölkerungsprobleme, Eheprobleme, Sport, Presse, Wahlen, was es nur sei, aber immer im Sinne der Mitverantwortung.

Wir Lehrer geraten, wenn wir beisammen sind, so leicht in einen Zustand selbstgerechter Zufriedenheit. Davon hat man in Ljunkstile wahrlich nichts gespürt. Eine solche herzliche, ungezwungene und offene Atmosphäre habe ich noch an keiner Lehrertagung erlebt. Es war, als ob keiner vor dem andern etwas zu verbergen hätte. Die Norweger sprachen ohnehin schon jeden mit Du an, was eben in ihrem Lande eine Selbstverständlichkeit ist.

Was der Nordpolslieger Fredy Ramm erzählte, war durchschlagend. Er war ein menschenfreuer, freudloser Journalist. Nach einer Aussprache mit einem Menschen, der sich Gott restlos zur Verfügung stellt, tat er denselben Schritt und gehört heute zu den mutigsten Kämpfern für das neue Leben in Norwegen. Durch seinen unermüdlichen Einsatz für die arme Fischerbevölkerung hat er es beim Parlament zustande gebracht, daß durch geeignete Maßnahmen gegen zwei Millionen Menschen Hilfe zuteil wurde. Und Sven Stolpe, der in zehn Jahren ebensoviiele, stark verbreitete Bücher geschrieben, leitete mehrere Abende die Versammlungen, während seine Frau in Amerika an der geistigen und moralischen Aufrüstung arbeitet. Er erzählte uns, wie er zur Überzeugung gekommen sei, daß die ganze Kunst mit all ihren Richtungen in den Dienst der Bildung neuer Menschen treten und sie darstellen müsse.

Es geht um alle Kräfte und um den ganzen Menschen.

Dies sind nur zwei kleine Ausschnitte, die zeigen, wie sich alle Kräfte in den nordischen Staaten zum Aufbau zusammenschließen. Und das ist es, was wir als Botschaft und als Aufruf in die Schweiz bringen wollen: Sind wir Erzieher bereit, ebenso beherzt alle Kräfte einzusetzen, wie die nordischen Staaten es uns zeigen? Wollen wir auch alle Kräfte mobilisieren? Finden wir uns zusammen im Zeichen der Höhenstraße der LVA, die ja eigentlich die Voraussetzung bildet zu solcher Gemeinschaft und darum nicht nur ein Sinnbild, sondern wirklich eine Straße sein

möchte, auf der wir auch über die LA hinaus weiterschreiten? Wollen wir ungeschminkt sehen, wie es in unserem Lande bestellt ist, um zu helfen, wo es nur geht? Sind wir bereit, alles zu opfern für unser Vaterland, das uns so unendlich viel gegeben hat? Haben wir verstanden, daß wahre Vaterlandsliebe sich, wie 1291, um das Eine bemüht: Was kann ich dazu tun, daß mein Land von Gott geleitet wird? Bin ich bereit, mir von Gott zeigen zu lassen, nicht nur, was ich tun kann, sondern, was ich tun muß? Habe ich einen Plan, wie ich meine Kräfte in den Dienst der Familie, der Schule, der Öffentlichkeit stellen kann? Ich bekenne: Mir war das neu, einmal so gründlich von vorne beginnen zu müssen. Halb neu, das geht nicht, es muß ganz neu begonnen werden!

Sedrun, August 1939.

Alfred Stückelberger.

Politische Rundschau

Schweizerische Umschau.

Eigentümlichkeiten unserer Landesausstellung. / Weitere Bemerkungen zur Frage der Überfremdung / Pressefreiheit und Neutralität.

Wenn das nächste Heft dieser Zeitschrift erscheint, wird unsere Landesausstellung ihre Tore geschlossen haben. Worauf Millionen von Mitbürgern lange Jahre hindurch hofften, was Millionen von Landsleuten und Fremden vom Frühling bis zum Herbst bestaunten, wird in das Reich schöner Erinnerung entchwunden sein. Bevor es aber dazu kommt, möchten wir nochmals durch die Hallen streifen und die Eigentümlichkeiten unserer Heimat schaufen festhalten. Wie leicht könnte es sich sonst ereignen, daß vor lauter kleinen und großen Einzeldingen die wesentlichen Grundzüge der Ausstellung außer Acht und Anderen fielen! Allerdings ist zu sagen, daß die schlimmen Zeitalüste dieser Gefahr bereits einigermaßen begegnet. Den Tagen der hohen Begeisterung und des fast unbeschränkten Genusses sind nun Tage tiefsten Ernstes gefolgt, und in den Augen der Beschauer spiegeln sich heute gewiß viel mehr als früher die echten, bleibenden Werte. So leid uns der jähre Abbruch des gewohnten Lebens infolge der Kriegswirren und der Grenzbeseizung sein muß, so dankbar dürfen wir andererseits doch dafür sein, daß es uns vergönnt ist, die Ausstellung auch noch im Lichte einer ernsteren Wirklichkeit zu schauen.

Was sagt uns die Ausstellung über die Beziehungen des Schweizervolkes zur Natur? Wir brauchen nicht einmal die Zahlen der Statistik abzulesen, die eine starke Verminderung der in der Urproduktion tätigen Bevölkerung nachweisen, um zu erkennen, daß sich unser Volk grundsätzlich von der Natur immer weiter entfernt hat. Die Hauptrollen spielen das Geistige, das Technische, das Kaufmännische und der Verkehr, alles Tätigkeiten, bei denen die direkte Beziehung zur Natur ausgeschaltet ist. Ja selbst dort, wo der Mensch noch mit der Natur in Beziehung steht, wie in der Landwirtschaft, drängen sich Wissenschaft und Technik mit Macht zwischenhinein. Diekehrseite dieser Tatsache der Naturentfremdung bildet eine sehr deutliche Reaktion auf die Natur hin, wie wir sie etwa im Jugendhaus, in der Almhütte und in den zahlreichen Blumengärten beobachten. Man kann hier auch etwa die vermehrte Achtung pflanzlicher Heilmittel und des Holzes als Baustoff einrechnen. Bei alledem kommt man indessen nicht darum herum, festzustellen, daß dieser Hang zur Natur nicht einer grundsätzlichen, sondern nur einer reaktionären Einstellung entspringt. Man sucht also